

Der Mondstrahl

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

9. März

Bescheiden!

Don Ernst Zahn.

Mis Maitli suecht Chresse-n-im Morgegras.
Sie spinnet und sinnet, ich weiß nüd was.

Sie füllt ihres Chörbli bis obe-n-und
Treit leer ihres Herzli bis tüf an Grund.

Mis Maitli, das gaht uf der Morgeweid.
Nimmt sie dich oder mich oder känne vo beid?

Jetzt weischt, i bin ehrli: De Chorb ist voll.
Gang jäg', daß si dir en schänke soll.

Und ich, e Gottsname, ich schick' mi dri,
Und will mer s' leer Herzli gnueg la si.

Der Mondstrahl.

Erzählung von Ernst Zahn.

I.

Ein Mondstrahl fiel in die Hütte.

Zwischen den Tannen des jenseitigen Berges hindurchbrechend, traf er auf die nachtschwarze Halde und zeichnete einen seidenhaften breiten Streifen in sie hinein, der über das Haus des Kasimir Schuler hinlief. Gerade über das schwarze Schindeldach. Ehe er aber die feuchten Schindeln erreichte, splitterte ein Glanzspieß von ihm ab und stach durch die kleinen Scheiben in die Schulerische Wohnstube hinein, sodaß wie oben auf dem Dach hier auch auf dem Fußboden ein Lichtstreifen lag.

Die Stube schien leer, denn sie war totenstill. Wenn einer lange drinnen stand, so konnten seine ans Dunkel sich gewöhnenden Augen die Geheimnisse der Ecken erwachen sehen, in welche das Mondlicht nicht hineinreichte. Auf den grün-grauen Ofen zündete dieses noch, und er stand prozig in die Stube hinaus, als ob er sich etwas auf die ihm gewordene Beleuchtung zugut tue. Aber der schwere, niedere Schrank duckte sich im Dunkel, und das Wandbüffet vermochte mit seinen Zinntellern und Bechern nicht großzutun, weil sie in seiner Mischen Finsternis unsichtbar blieben. Dafür hatte der kleine, beinerne, gekreuzigte Heiland an der einen Wand eine eigen sanfte Helligkeit. Wo es in der Stube am dunkelsten war, stand vor der Wandbank und zwischen schweren Stabellen der spreizbeinige Eichentisch mit dem Fußbrett, das an den vier Beinen befestigt war. Und wenn man lange genug in

das Dunkel hineinsah, entdeckte man auch die Umrisse eines am Tisch schlafenden Menschen. Umrisse zuerst, dann eine schwere Gestalt, finster wie die Finsternis über ihr. Die Arme lagen auf der Tischplatte und trugen den struppigen Kopf. Die eine Hand war versteckt, die andere lag auf das Tischbrett hingekrallt wie eine Raubtierklaue, graubraune Finger mit hornharten, schmutzigen Nägeln. Der Rücken war anzusehen wie ein Büffelhöcker, einmal der Stärke der Schultern wegen, dann weil er in einem braunzottigen Schafswollrock steckte. Irgendwo unter den Armen hervor sah ein Stück groben rotbraunen Bartes.

Der Mensch schlief. Sein Atem war laut, und manchmal stöhnte er im Schlaf wie ein Tier.

Unhörbar spann das Mondlicht, scheinbar leblos und doch leise rückend, so daß es nach einer Weile den prozigen Ofen verließ und sich an die braune Holztür schlich. Von der Schwelle bis zum Bogen hob es sie aus dem Dunkel des Zimmers heraus. Die abgegriffene Eisenklinke glänzte matt.

Jetzt kamen Stimmen draußen durch die Nacht, eine tiefe, rauhe und eine helle, kräftige. Sie schienen noch nicht nahe, aber näher zu kommen, und drangen in den Schlaf dessen am Tisch. Er rührte sich schwerfällig, wie wenn ein großer, zottiger Hund vom Boden aufstehen will, und richtete sich, die Arme noch immer auf den Tisch gelegt, empor. Noch war kein Licht über der Stelle, aber wessen Auge sich an die

Finsternis gewöhnt, der hätte jetzt das Gesicht des Ambros Schuler, des Schlafers, sehen können. Er schien sich schwer aus der Dumpsheit seines Schlafes zu reißen. Seine Augen taten sich mühsam auf und blickten glasig. Es waren eines Trinkers Augen, in denen noch die halbe Betäubung eines Rausches vielleicht mehr als eines Schlafes lag. Das Gesicht hatte eine fast rotbraune Farbe, als ob es seit Jahren und Jahren über die Flamme einer Esse gebeugt gewesen oder den Brand der Sonne auf Gletscherschnee hätte erdulden müssen. Schwarzbraun war das rauhe, rollige Haupthaar, der Bart aber rötlich und verwahrlost. Ein furchtbarer und furchtmachender Anblick war Ambros Schulers Gesicht in der Dunkelheit.

Der Ausdruck der glasigen Augen wechselte allmählich zu einem helleren, Verständnis verratenden. Dadurch bekamen die Augen Farbe, waren grau und groß.

Unten waren die beiden Stimmen bis ans Haus gelangt.

Ambros laufchte. Einmal machte er Miene, aufzustehen, dann lehnte er sich nur mit dem Rücken an die Wand, die Arme aus der Mitte des Tisches mehr an den Rand gezogen, und starrte wie Wache haltend nach der Tür.

„Geh nur hinein,“ sagte draußen auf dem Flur die Männerstimme, die vorher vor dem Hause geklungen hatte. Der Bauer Kasimir Schuler sagte es. Und er fügte hinzu: „Vielleicht ist der Brofi drinnen. Fürchte dich dann nicht vor ihm.“

Schuler sprach ruhig und gutmütig.

Der drinnen am Tisch stieß ein Schimpfwort durch die Zähne, als er seinen Namen hörte.

Jetzt ging die Tür auf.

Obwohl Brofi den Blick auf der Klinke hatte, sah er nicht, daß diese sich bewegte, so still wurde sie niedergedrückt. Und die Tür knarrte nicht, während sie von einer hageren weißen Hand angelweit aufgeschoben wurde. Aber das Mondlicht füllte die Türöffnung. Es war fast, als ob es in diesem Augenblick an Leuchtkraft gewonnen hätte. Auf der Schwelle stand ein Mädchen in einem hellen Kleide, während ein großes weißes Wolltuch ihr um Kopf und Schultern geschwungen war. Das Licht mochte sie blenden. Sie sah mit blaffen Augen in die Stube und sagte mit leiser, etwas heiserer Stimme in den Flur zurück die Worte: „Es ist niemand hier.“

Dabei trat sie nicht ein, schien sich ein wenig zu fürchten und wartete augenscheinlich, daß man ihr folge. Sie knüpfte mit den farblosen Händen das Tuch los, sodaß es von ihrem Kopfe auf die schmalen Schultern glitt. Nun lag dem Monde ein weißes, feines Gesicht frei und dünnes Haar, das in glatten, glänzenden Strähnen nicht lang in den Nacken fiel. Es war etwas, was das Mädchen und das Mondlicht gemeinsam hatten. Vielleicht die Leisheit, vielleicht die müde Blässe. Endlich tat sie auf ihren festen bäurischen Schuhen einen Schritt ins Zimmer hinein und blickte in die Ecke, wo Brofi saß. Sie stuzte und drehte sich noch einmal um, um sich zu überzeugen, ob die andern nicht kämen, dann schritt sie abermals vorwärts, die eckige Gestalt vorneigend, um besser sehen zu können. Jetzt sprach sie halb zaghaft, halb mit kindlichem Vertrauen: „Ich fürchte mich nicht vor dir, wenn sie es auch gemeint haben.“

Brofi glogte sie an wie eine Erscheinung. Es mußte Seltsames in ihm vorgehen. Vielleicht hielt er sie für ein Märchen, für einen Trug, den der Mond ihm vorgaukelte.

„Guten Abend, Better Brofi,“ tönte ihre leise Stimme wieder.

Nun stand er schwerfällig auf.

„So will ich doch Licht machen,“ sagte er. Er sprach dumpf, schwer verständlich in seinen Bart hinein.

Bis die Lampe, die an der Diele hing, brannte, kamen Kasimir Schuler und seine Schwester Maria, die als Witwe mit der Tochter aus Amerika heim in das Haus des Bruders kehrte, auch in die Stube nach. Brofi stand im roten Lampenlicht, und sein brandrotes Gesicht verriet Verlegenheit.

„Hast du geschlafen, daß du allein so im Dunkeln hockst?“ fragte Kasimir, sein Vatersbruder.

Er murzte etwas, was wie „nein“ klang, und reichte der Frau Maria Schiffmann die Hand, dann gab er sie auch Plazida, dem Mädchen. Die ihre war weder schmal noch fein, sondern eckig wie die ganzen Glieder, aber weiß wie Linnen, und in der großen braunen Tasse des Burschen lag sie als ein kunstreiches Spielzeug. Er hielt sie auch, als ob sie brechen könnte. Mit scheuen Blicken, die immer wieder sich verbargen und wiederkamen, sah er Plazida an, das Gesicht, die Gestalt.

Eine Magd kam herein, wurde begrüßt und deckte den Tisch. Um Brofi kümmerte sich augenblicklich niemand. So stand er noch eine Weile da und dort, und seine Blicke suchten Plazida. Er murmelte etwas von „in den Stall gehen“ und näherte sich der Tür. Aber noch einmal, ehe er ging, wendete er sich nach Plazida um, als begriffe er etwas nicht.

„Er ist wirklich fast zum Fürchten,“ sagte Frau Maria, als er hinaus war.

„Ich habe ihn nicht gefürchtet,“ erwiderte mit ihrer leisen heiseren Stimme ihre Tochter.

Sie saßen jetzt alle am Tisch.

„Er ist, wie der Bruder Christoph gewesen ist,“ sagte Kasimir Schuler verdrossen. „Wie hätte er anders werden können?“

„So schlimm?“ fragte die Schwester.

„Wenn er so fortfährt, kann er es noch weit bringen,“ fuhr Schuler fort und strich den schönen schwarzen Bart. „Vom Vater hat er das verdamnte Trinken gelernt. Kein Sonntag vergeht, daß er nicht mehr tut, als er vertragen kann, und er trinkt einen bösen Wein. Sie fürchten ihn im Dorf, wenn er abkommt. Vor mir freilich duckt er sich, weil er es nicht leicht hätte, anderswo sein Brot zu finden.“

„Er ist wie ein Bär,“ sagte die stille, kleine Plazida. „Ich habe einmal gelesen, daß ein Mädchen einem Bären begegnete und daß sie sich sehr fürchtete, daß er aber vor ihr zahm war wie ein Hund, ihr die Hand leckte und von ihr sich streicheln ließ.“

„Und so meinst du es mit dem Brofi zu machen?“ lachte Schuler laut.

„Er sieht so geschlagen aus,“ erwiderte Plazida mitleidig.

„Vielleicht,“ meinte ihre Mutter, „es kommt so vor nämlich — hat man ihm von Anfang an den schlechten Vater vorgehalten und daß von Unkraut Unkraut kommt. Da wird einer leicht so schlecht, wie die Leute es ihm voraussagen.“

II.

Es war Sonntag. Die von Meyen gingen aus ihrer frei ins Tal schauenden Kirche heim. Hatten sie dort den Segen ihres Pfarrers bekommen, so segnete sie jetzt der Herr=

gott mit der heiligsten Heiterkeit seines Tages. Der Himmel war blau wie der tiefste Bergsee. Das Gebirg aber trug Neuschnee, den der scheidende Winter verstäubt hatte. Die Wälder standen schwarz und ernst und dufteten, daß es einem wie junge Kraft durch die Glieder rann, wenn man ihren Atem einfog.

Aus der dichterem Schar der übrigen Kirchgänger lösten sich zwei Paare, die wegabwärts schritten, voraus Broßi Schuler und Blazida, hinter ihnen Kasimir, der Bauer, und seine Schwester. Broßi ging schwerfällig wie ein wandelnder Block, aber er war gewaschen und gekämmt und trug seinen grauen Sonntagsanzug, den er lange nicht mehr angelegt; nur sein Filz war gelb und verwettert; er besaß keinen andern. Sein Gesicht mit dem struppigen Haar hatte noch immer etwas Räuberhaftes, aber das weiße Hemd und der gleiche Kragen gaben ihm eine gewisse Zahmheit und Ordentlichkeit. Manchmal im Gehen hob er die großen grauen Augen vom Boden, wie ein Hund tut, der neben seinem Herrn geht und auf ein freundliches Wort wartet, sah Blazida an und senkte den Blick wieder.

Kasimir Schuler stieß seine Schwester an, daß sie nach den beiden jungen Menschen sehe.

„Er ist doch nicht so schlimm, wie du ihn haben willst,“ sagte diese. „Nun sind wir schon zwei Wochen da, und ich habe ihn nie anders als fleißig und nüchtern gesehen.“

„Meinst, ich sei nicht selber erstaunt?“ gab der andre zurück. „Seit die Blazida im Hause ist, hat er für nichts mehr Augen und Sinn als für sie, vergißt das Dorf und das Wirtshaus und —“

„Sie ist ja noch ein Kind,“ unterbrach ihn die Schwester halb ängstlich, halb ungehalten.

„Hab' keine Angst, er tut ihr schon nichts, sieht sie nur so an wie eine Heilige.“

Das war nun freilich seltsam, wie Broßi sich seit Blazidas Ankunft verwandelt hatte. Es war, als habe der Mondstrahl, in dessen Schein getaucht sie ihm zum ersten Mal erschienen war, seine Augen geblendet, daß er nun gleichsam immer noch ganz benommen in das Licht staunte. Er war immer ein guter Arbeiter gewesen. Das war wohl auch der Hauptgrund, warum der Verwandte den halb verkommnen und zuzeiten liederlichen Burschen bei sich behielt. Seit zwei Wochen nun arbeitete er erst recht wie ein Rosß. Er war stark und trug in diesen vier Tagen unglaubliche Lasten von Winterheu und Holz ins Haus.

Blazida wunderte sich, wie schwer er tragen konnte.

Die Blazida hätte sich gern auch nützlich gemacht, allein sie litt seit ihrer Ankunft an einer eigentümlichen Atemnot. Wenn sie Treppen stieg oder bergan lief, hämmerte ihr das Herz, die Augen verdunkelten sich und die Beine versagten ihr den Dienst. Sie war überhaupt ein überzartes Ding.

Broßi begann ihr allerlei Mähen abzunehmen. Wenn sie Wasser holen wollte, nahm er ihr die Kessel aus den Händen. Als sie Wäsche hing, wehrte er es ihr und hatte im Ru die ganze Leinwand am Seil. Jetzt auf dem Kirchweg trug er ihr selbst das Gesangbuch, obwohl er nie Höflichkeit gelernt hatte. Das kam ihm so von selber. Von innen heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schweizerisches Theater?

Lessing klagt im 96. Stück der „Hamburger Dramaturgie“: „Wir haben keine Dichter; wir haben keine Schauspieler; wir haben kein Publikum!“ Was für Deutschland vor 150 Jahren zutrif, gilt für uns heute noch. Wer wollte es bestreiten? Die erste Klage? Sie bezieht sich auf dramatische Dichter natürlich; an Lyrikern und Epikern haben wir eine reiche Fülle. Aber kein einziges Schweizer Drama wüßte ich zu nennen, das über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus dauernd gewirkt hätte. Der einzige Schweizer, der sich ernstlich mit der Aufgabe befaßte, ein Dramatiker von Beruf zu werden und der auch imstande gewesen wäre, kraft seines Genies das Höchste zu leisten, versagte gerade auf diesem Gebiete. Gottfried Keller war extra nach Berlin gezogen, um das Theater zu studieren. Ueber einige Pläne und über sein „Therese“ Fragment kam er nicht hinaus. Jahrelang hat er diese dramatischen Pläne in seiner „Postkutsche als blinde Passagiere“ mitgeführt. Keiner ist zur Reise gekommen. Wir haben einen Arnold Ott gehabt, dem wohl ein gewaltiges Freilichtdrama gelungen ist. Für die geschlossene Bühne aber war sein Volksschauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ nicht geschaffen. Ebenjowenig lassen sich die dramatischen Fresken von Wiegands „Marignano“ zwischen die Kulissen eines geschlossnen Theaters hineinstellen. Unter den Festspielsdichtungen, die in den letzten Jahrzehnten so üppig wuchsen, braucht man nicht zu suchen, will man das schweizerische Drama finden. Das sind Vergänglichkeiten, vergleichsam den Brunkkleidern einer Maskerade, die nach dem festlichen Gebrauche in irgend einem Winkel verbleichen und vermodern.

Gewiß, wir haben keine dramatischen Dichter, wir haben kein Drama.

Wir haben darum auch keine Schauspieler und kein Theater, keine schweizerischen wenigstens.

Es gibt Leute, denen diese Tatsache schwer zu Herzen geht. Zu ihnen bekennt sich der literarische Redaktor des „Intelligenzblattes“ J. Bühler. In einer längern Artikelserie¹⁾ nimmt Bühler das alte Thema vom schweizerischen Nationaltheater wieder auf.

Es scheint ein Privileg unserer Stadt zu sein, daß die Frage des Nationaltheaters²⁾ gerade in ihren Mauern immer wieder aktuell werden muß. Im Winter 1796/97 tagte in Bern eine Gesellschaft von Staatsmännern, Gelehrten und gebildeten Kaufleuten, die ausdrücklich die Notwendigkeit einer schweizerischen „Nationalbühne“, d. h. eines Theaters, „welches allein oder meistens aus schweizerischen Künstlern errichtet wird“ und „nationale Schauspiele (gemeint waren Dramen aus der Schweizergeschichte) aufführt“. Die folgende Zeit der politischen Wirren war nicht geeignet, den Plan zur Reise kommen zu lassen.

Viel später, nachdem inzwischen das Volkstheater sich kräftig entwickelt und die Städtetheater überall festen Fuß gefaßt hatten, tauchte der Plan wieder auf. Dieses zweite Auftreten war aber selbst eine Theateraufführung: pompös,

¹⁾ Eben erscheint sie in Broschürenform im Verlag A. Francke unter dem Titel: „Die schweizerische Theaterfrage und ein Vorschlag zu ihrer Lösung“.

²⁾ Das Historische dieser Frage behandelt ausführlich die Schrift „Eine schweizerische Nationalbühne?“ von Dr. Max Zollinger, Aarau 1909.